

Carsten Ahrenholz

# **KREUZBERG MIT MAUER**

© C. Ahrenholz

[www.carsten-ahrenholz.com](http://www.carsten-ahrenholz.com)  
[contact@carsten-ahrenholz.com](mailto:contact@carsten-ahrenholz.com)

Die Hände berühren die Wand, die Schultern, der Kopf. Die Handflächen fühlen die kühle Struktur von Putz und Farbe, die ein feines weißes Pulver auf den Schulterpartien seiner schwarzen Jacke hinterlassen werden, in den Händen, im Haar.

Er wird aus dem Nebenzimmer gekommen sein, über den Flur, der die beiden Räume untereinander verbindet wie die übrigen auch. Und lehnt nun an der Wand, die dieses Zimmer trennt von dem, aus dem er kam. Hier jedoch ist es wirklich Nacht.

Zuerst, geblendet von der Dunkelheit, sah er nichts. Unwillkürlich weiteten sich die Augen, dann tauchten allmählich die Unterschiede auf. Zunächst die Schlafende, inmitten der verrückten Laken und Kissen, dann die am Boden umherliegenden Kleidungsstücke, ihre Tasche, der tiefe rote Sessel unter dem Fenster, die müden Lichter der Straßenlaternen und die Schatten der Häuser, darüber die dichte Wolkendecke und

Sieh an, da liegt sie. Liegt da, die Augen geschlossen, linker Arm auf weißem Tuch, das Gesicht wenig zur Seite geneigt, den Mund kaum geöffnet. Den linken Arm auf dem Laken, über den Brüsten, schläft sie, schläft, wie ein aufgeschlagen liegengebliebenes Buch, zwei Seiten sichtbar, die anderen lose übereinander. Ich lese, stelle Vermutungen an, wie die Geschichte begonnen haben könnte, wie sie endet.

Sie liegt nicht das erste Mal dort, kommt nun wieder seit Tagen, jede Nacht. Das kann eine Woche so gehen, einen Monat und mehr. Man gewöhnt sich daran: Sie steht vor der Tür, kommt herein wie eine streunende Katze. Müde, verschreckte Augen, die Haare wirr, zitternd vor Kälte. Man pflegt sie, sie schnurrt. Man bürstet das Fell, gibt Milch, eine Wanne voll Wasser, etwas Wein und Fleisch in süßer Sahne. Sie schläft.

Dann bleibt sie wieder tagelang aus, eine Woche, vielleicht einen Monat und mehr. Am besten, man fragt nicht. Weder warum sie kommt, wohin sie geht, noch was sie will oder tut. Sie wird es nicht wissen. Man fragt, wo sie gewesen sei. Sie weiß es. Sie sagt: Warum fragst du? Man sagt, dass man es wissen wolle. — Sie spricht. Spricht von ihrem Umherirren in der halben Stadt, von Nächten mit anderen Männern, von Enttäuschungen und dem Wunsch, die Frauen zu lieben. Sonst spricht sie kaum, es sei denn, von der Hitze eines vergangenen Sommers und der Kälte der darauffolgenden Zeit. Sie bietet keinerlei Sicherheit, das ist nicht möglich, sie hat sie nicht. Sie hat nur ihren Körper, selbst in der Stimme, im Blick und im Wort.

Er meint, sie in einer Station der U-Bahn kennen gelernt zu haben, oder, wie sie sagt, in der Pause einer Theateraufführung. Begünstigt durch die scheinbare Zufälligkeit des Ortes, die angebliche Beliebigkeit gewohnter Gesichter, wird ihm dieses aufgefallen sein: nervös, ängstlich, dünn wie Papier. Er wird sie angesprochen haben, unter welchem Vorwand auch immer. Und doch wird das nicht der Anfang gewesen sein. Warum sonst diese Nacht, die Sprache davon.

Er sucht, sucht Halt an der Wand. Versucht sich zu erinnern, wann er sie das erste Mal so gesehen hat, sie, wie eine andere. — Es wird Spätsommer gewesen sein, fast schon im Herbst, wie eben jetzt. Aber die Jahre! In welchem Jahr? Wie lange geht das jetzt schon so? — Es wird Spätsommer gewesen sein. Er lag mit einer anderen, wie mit ihr, im Dickicht eines kleinen Waldes am Rande der Stadt. Sie liebten sich auf einer Decke, umgeben von Laub und kleinen Zweigen, dann sprang er plötzlich auf, um sie dort, jenseits seines Schattens liegen zu sehen. Doch das war am Tag und Lichtjahre entfernt.

Dann löst er sich auch davon, von seinen Schatten und der Liegenden da, und sieht, sieht den Schlaf und die Tiefe der Nacht. Und denkt: Ein Beduine müsste man sein, ohne festen Ort, es sei denn, diese Wüste. Das Gepäck aufs Nötigste beschränkt, nicht viel größer als ihre Tasche. Einen Fixpunkt bitte, einen Fluchtpunkt am Horizont, und sei es auch nur ein Reflex der Sonne. Oder aber das Glück der Bauern: Jahr für Jahr die gleichen

Felder, die gleichen Früchte, die Mühsal, die Ruhe, Ordnung und Sicherheit. Wird es ein guter Sommer, wird es ein schlechter Sommer, das liegt nicht in der Macht der Bauern. Und obwohl es auch nicht in der Macht der Königshäuser liegt, der Könige und Königinnen, der Präsidenten und Präsidentinnen, der Kanzler und Minister, so haben doch fast alle ausreichend zu tun, um angesichts dieser Weite nicht den Kopf zu verlieren. Die Bauern bestellen ihre Felder, die Bäcker backen ihr Brot, die Händler handeln, die Köche kochen, die Kellner kellnern — und doch, es fehlt etwas. Die Hungrigen hungern und die Satten sind satt. Und doch fehlt etwas oder es ist etwas zu viel, wie man will. Warum sonst wird er sie angesprochen haben, die Liegende da, den Schlaf und die Nacht.

Er steht jetzt am Fenster, die Hände in den Taschen, und schaut hinaus. Das Außenthermometer zeigt noch immer fast zwanzig Grad. Die Häuser strahlen jetzt die am Tag gespeicherte Wärme ab, kühlen aus bis zum kommenden Morgen. Er hat auch ein Zimmerthermometer, ein Thermometer im Kühlschrank und ein Fieberthermometer, eine Waage für Lebensmittel und eine Personenwaage, eine Uhr am Arm und eine an der Wand. Es ist noch nicht lange her, da glaubte er noch, dass etwas mit ihm nicht stimmt, wenn sein Gefühl nicht den Angaben der Instrumente entsprach. Unabhängig von jedem Glauben sagt sie es, sagt, wenn sie Hunger hat, Durst, wenn sie geil ist, müde, traurig oder froh. Sie kennt sich besser, als es die Wissenschaft erlaubt: Keine Verbesserung der Atombombe könnte es schaffen, sie einzuschüchtern. Sie würde sagen: Ich habe Angst.

Vielleicht wünscht er sich eine von ihm unabhängige Bewegung, ein Geräusch von außen, einen Windstoß durch das wenig geöffnete Fenster, die Sirene eines durch die Nacht stürzenden Rettungswagens; vielleicht möchte er sie erwachen sehen, ohne sie geweckt zu haben. Es ist vollkommen windstill, man glaubt kaum, dass sie noch atmet. Er stiehlt sich aus dem Zimmer, schließt leise die Tür, um niemand zu wecken.

Morgen wird sie behaupten, die ganze Nacht kein Auge zugetan zu haben. Es war zu laut, zu kalt, die Matratze hart wie ein Brett. Mag sein, dass sie träumt, wach zu sein, und sich auch die kleinste Schwingung des Raums in diesem Brennglas bricht; dass sie

tatsächlich selten wirklich schläft, ganz in sich selbst vergraben. Er glaubt, was sie sagt, und was sie sagen wird.

Die Hände berühren die Wand, die Schultern, der Kopf. Die Handflächen fühlen die kühle Struktur von Putz und Farbe, die ihr weißes Pulver auf den Schulterpartien seiner Jacke hinterlassen werden, in den Händen und im Haar.

Aus dem Nebenzimmer wird er hierher zurückgekehrt sein, über den Flur, der die beiden Räume untereinander verbindet wie die übrigen auch, und lehnt nun an der Wand, die sie trennt.

Zuerst, geblendet vom elektrischen Licht, sah er nichts. Unwillkürlich verengt sich der Blick, und so tauchen auch hier die Unterschiede auf. Zunächst das schwarze Feld der Fensterscheibe, inmitten der milchigen Fläche des Raums, dann jene Insel der gleichgültig unter dem Deckenlicht wartenden Dinge: der Stuhl und der Tisch, die aufgeschlagen liegengebliebenen Bücher darauf, beschriftete Zettel, verstreute Zigarettenasche, die leere Rotwein-Flasche und das volle Glas. Dahinter schließlich er selbst, das alles, so wenig, im spiegelnden Fenster, im Spiegel der Nacht. Er schlägt die Augen nieder und

Sieh an, da liegen sie: Bücher, aufgerissen wie Konservendosen. Er nimmt sie, klappt zu. Dann räumt er auch die vielen, mühevoll beschriebenen Blätter vom Tisch und legt ein einzelnes leeres dorthin. — Sie, nebenan, hustet, erwacht. Dann ruft sie. Sie fragt, wann er denn endlich käme. Er sagt, dass es nicht mehr lange dauern würde. Dann fragt sie noch:

—Was machst du?

—Ich lese.

Sie schläft wieder ein.

Er sitzt jetzt, den Rücken zum Fenster, mit Blick auf die Wand. Hilflos ziehen ein paar Gedanken darüber hinweg, etwa so: Das ist die Wand, und diese Wand ist gut. Man kann sich die Schläfen daran kühlen, die Augen, den Mund. Man kann sich anlehnen, sich festhalten, mit Händen, Schultern und Kopf. Das ist die Wand, und diese Wand ist schlecht. Man kann sich die Zähne daran ausbeißen, sich den Kopf einrennen oder sie

durchbrechen, mit aller Gewalt. So steht sie da, gemauert, verputzt und gestrichen wie von selbst, wie von mir, der ich sie sehen und anfassen kann, und von nichts, das sie hat entstehen lassen, und trage doch nicht mal die Schuld daran. Dann stellt er sich vor, stellt sich nochmals vor, wie es ist, wie es war, eine solche Wand zu durchbrechen wie eine dünne Haut, stellt sich vor, was sich mischt und doch nicht bleibt.

Plötzlich fliegt das Weinglas im Bogen, der Wein klatschend rot an die weiße Wand. Er hält das leere Glas in der Hand, sieht zu, wie die Tropfen zu Boden streifen und was die Wand behält. Steht dann auf, tritt beiseite, besieht sich sein Werk. — Er signiert mit dem Glas. Es fliegt hinterher, zerspritzt an der Wand, regnet klirrend zu Boden, zerbricht diese Nacht. — Dahinter dann entschiedene Geräusche: das Zurückwerfen der Laken, das Suchen nach Schuhen, das Überwerfen des Bademantels. Er geht hinaus, um neuen Wein zu holen.

Im Flur begegnen sie sich, die schlaftrunkenen Augen und der vom Wein geleerte Blick. Sie schlappt an ihm vorbei, um zu sehen, was ist: die zugeklappten Bücher und das grelle Licht der leeren Seite, die volle Wand und der schwarze Spiegel der Fensterscheibe. Sie geht zurück, die Tür fliegt ins Schloss und der Korken aus der Flasche.

Auch er ist wieder zurückgekehrt, sitzt wieder dort im künstlichen Licht. Fast ist alles wie zuvor. Doch sie schläft nicht, sie weint. Er weiß es. Er wartet, bis es vorüber ist.

Dann wieder ihre Stimme von drüben. Sie nennt seinen Namen und nennt seine Zeit: Sie wird nicht mehr bleiben. Er wartet wie sie.

Es ist vorbei. Sie kleidet sich an, nimmt ihre Tasche, kommt noch einmal zu ihm herüber und bleibt eine Zeitlang hinter ihm stehen. Dann schlägt sie ihm mit der flachen Hand den Staub aus dem Haar und von den Schultern. Er lässt es geschehen, sieht dabei seinerseits auf seine Hände wie auf etwas, für das er keine Verwendung mehr weiß. — Sie wartet noch einen Augenblick, eine halbe Ewigkeit, dreht sich dann um und geht.

Er bleibt noch lange so sitzen, abwechselnd rauchend und trinkend wie ein Narr. Allmählich verliert er auch das Gefühl für die Präsenz der ihn umgebenden Dinge, der

Mauern und der scharfen Kontur, und er fängt langsam an, Zeichen für Zeichen auf das vor ihm liegende Blatt Papier zu setzen. Er beginnt mit ihrem Namen und endet mit dem seinen. — Und dazwischen? Was liegt dazwischen? — Es ist ein Liebesbrief, das zumindest glaube ich zu wissen.

Draußen ist inzwischen das Schwarz ergraut. Er löscht das Licht, tritt ans Fenster und sieht hinaus. Und sieh an, da liegt sie: die schlafende Stadt, im Herzen geteilt in zwei einzelne Kammern. Er öffnet das Fenster, leert den Rauch aus den Lungen in den kommenden Tag und atmet die kühle Morgenluft ein und

\* \* \*